



Mischa Wyss *1983

Die Birke am Waldrand



Es war schon später Abend.

Normalerweise durfte er nicht solange draussen bleiben und mit den andern spielen, aber heute war alles anders. Überhaupt, die ganze letzte Woche war irgendwie anders. Vielleicht hatte es auch schon früher angefangen. Vor einem Monat, höchstens zwei. Da begann sich langsam aber sicher etwas zu ändern. Der Sommer kam!

War es wirklich nur der Sommer ...?

«Los, du bist dran!» rief mir Diego zu. Und auch die anderen stimmten mit ein: «Ja los, fang endlich an zu zählen!»

Ich vergrub meinen Kopf in den Händen und drehte mich gegen die Birke, die mit ihrem starken Stamm und den feinen Ästchen den Anfang des kleinen Wäldchens markierte.

Ich hörte viele Zweige hinter mir knacken, sogar ein unterdrücktes Lachen nahm ich wahr. Ich versuchte mir zu merken, woher die Geräusche kamen.

...achtzehn ... neunzehn ... zwanzig. Ich komme!»

Ich nahm die Hände vom Gesicht weg und öffnete die Augen.

Zuerst war alles dunkel und ich sah nur leuchtende grüne und rosa Flecken, weil ich mir die Handballen gegen meine Augenlider gedrückt hatte.

Aber allmählich klärte sich die Sicht wieder, und ich drehte mich um, um die Kinder zu suchen.

Ich hasste es, beim Versteckspiel Sucher zu sein. Nicht, dass es mir keinen Spass gemacht hätte. Aber ich hasste es, alleine zu sein, der Ausgestossene.

Alleine gegen all die andern.

Ich dachte nicht länger darüber nach, denn dort sah ich einen Fetzen Blau zwischen zwei Gebüschern hervorschimmern. Es war nur jemand hier mit einem blauen T-Shirt. Sofort rannte ich zur Birke zurück. Ich hörte die Schritte meiner Verfolgerin dicht hinter mir.

«Eins, zwei, drei für Rebekka!» rief ich begeistert, indem ich mit der rechten Hand einen Trichter um den Mund formte und mit der linken den Baumstamm berührte.

«Das ist gemein», sagte sie keuchend, «jetzt muss ich als nächste zählen.»

«Na und wenn schon», antwortete ich ihr, «ist doch nur ein Spiel.» Ich machte mich wieder auf den Weg, um auch noch die restlichen Kollegen (Feinde) aufzustöbern.



Ich hatte mich schon ziemlich weit von meinem Posten entfernt, weil ich bis jetzt weder etwas gehört noch jemanden gesehen hatte. Plötzlich raschelte es hinter mir, ich wirbelte blitzschnell herum... Zu spät.

Jan, Claudio, Franziska, Diego, Lea und Peter. Alle rannten sie johlend und lachend in Richtung Waldrand, wo die Birke stand. Ich sagte ja schon: «Alle gegen einen!»

Aber jetzt war Rebekka mit Zählen dran und ich würde nicht so gemein zu ihr sein. Ich würde mich abseits der Gruppe verstecken.

Sie hatte das ja auch getan.

Ich mochte Rebekka irgendwie. Und ausserdem war es sicherer. Zu leicht wollte ich es ihr auch nicht machen.

Die anderen Kinder, ausser mir und Rebekka, die zählen musste, taten sich wieder zusammen und versteckten sich kichernd.

Es störte mich, dass sie nicht ernsthaft spielen konnten. Sie brachten es nicht fertig, sich zu verstecken, ohne zu kichern. Ich konnte das.

Ich war schon ziemlich weit in das Wäldchen hineingelaufen, als ich hinter mir Rebekka rufen hörte:

«...siebzehn... achtzehn ... neunzehn...» Ich warf mich hinter einen Baum. «... zwanzig. Ich komme!»

Und wieder hörte ich Diego vor sich hin lachen. Und wieder nervte ich mich.

Ich war stolz darauf, dass ich mich verstecken konnte, ohne die ganze Zeit so blöd zu grinsen. Ich war auch nicht zu feige, mich alleine zu verstecken, wenn ich nur einen Gegner hatte.

Ich war mindestens zwei Jahre jünger als die anderen, also schon fast zehn, aber ich glaube, ich kann mit Recht behaupten, dass ich intelligenter war als meine Freunde. Und ich hatte auch schon ein Ziel vor Augen.

Nicht den Weltfrieden retten, das konnte nur ein Traum der anderen Kinder sein. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sie dran geglaubt hätten, dass das eine einzige Person alleine schaffen könnte.

Aber ich wollte etwas dazu beitragen. Mich immer auf die Seite der Guten stellen. Und mit vereinten Kräften das Böse in Schach halten. Nicht bekämpfen und vernichten. Das wäre unmöglich.

Nur kontrollieren und darauf achten, dass es nicht ausartet.

Obschon ich noch nicht einmal zehn Jahre alt war, war ich schon ein bisschen informiert über Kosovo.

Vielleicht war jetzt dort auch gerade ein zehnjähriger Junge wie ich hinter einem Baum versteckt. Es war Krieg.

Womöglich hatte er keine Familie mehr.

Und es wurde vielleicht auch langsam dunkel.

Er freute sich auf die Dunkelheit, obwohl er Angst vor ihr hatte. Denn im Schwarz der Nacht sah man ihn fast nicht.

Er durfte um keinen Preis der Welt entdeckt werden.

Dieser Jung, irgendwo im Kosovo, hörte Schritte. Sie kamen näher. Er hatte einen schwarzen, von seiner Mutter gestrickten Pullover an. Das letzte Andenken an sie und die schöne Zeit, das er noch besass. Überhaupt waren



die zerfetzten Kleider, die er auf seinem verschwitzten Körper trug, das einzige was er noch hatte. Er musste sich konzentrieren. Die Augen offenhalten.

Er war bereit zu kämpfen. Er hatte nichts zu verlieren.

Auch wenn es hunderte feindliche Soldaten waren. Er würde kämpfen! Alle gegen einen. Alle gegen ihn. Er gegen alle.

Er ging in die Hocke und spannte seine Kniegelenke wie Sprungfedern. Würde er es bis über die Grenze schaffen?

Der Soldat schob mit seinem Gewehr ein paar Zweige beiseite. Er hatte keine Angst vor dieser Waffe.

Er hatte gar keine Angst mehr... vor gar nichts.

Er konnte den Mann förmlich riechen. Er hörte auch seinen Atem. Jetzt war er ganz nahe. Er bückte sich zu ihm hinunter...

Der Junge sprang ihn an und warf ihn auf den Boden. Er wollte ihn schlagen und erwürgen, als plötzlich Rebekka rief:

«He Dani! Sag mal, spinnst du eigentlich? Was soll denn das werden!?»

O Gott! Ich hatte mich auf Rebekka geworfen wie der Junge sich auf den Soldaten. Ich hätte sie beinahe erschlagen. Das ist doch nur ein Spiel!!!

Ich rollte mich neben sie auf den Rücken und begann zu weinen.

«Es tut mir Leid Rebekka», schluchzte ich. «Ehrlich. Hast du dir schon mal überlegt, dass es Menschen gibt, deren Leben davon abhängt, sich gut zu verstecken, wenn Krieg ist?» «Nein, aber deswegen musst du mich doch nicht gleich anspringen, oder?»

«Weisst du was?» fragte ich sie. «Ich mache das wieder gut. Kommst du noch für zehn Minuten zu mir? Dann können wir ein Glas Milch trinken.»

«Ja gerne», freute sie sich. «Aber das nächste Mal, wenn wir Verstecken spielen, darfst du mich nicht mehr so behandeln.»

«Das mache ich nie, nie wieder. Ich verspreche es dir.»

So gingen wir Hand in Hand in mein Haus, ohne, dass einer von uns den Birkenstamm berührte.

Für heute hatte ich mich genug versteckt.

Rebekka ging wieder nach Hause, und ich musste ins Bett.

Durch das offene Fenster meines Schlafzimmers hörte ich noch die Stimmen der älteren Kinder.

Als es allmählich ganz dunkel wurde, gingen auch sie heim. Ich dachte noch an Rebekka.

Und an den Jungen, der sich irgendwo im Kosovo alleine in der Dunkelheit hinter einem Baum versteckte. Er konnte nicht einfach sagen:

«So, für heute habe ich mich genug versteckt.»

Für ihn gab es keine Birke am Waldrand, wo er in Sicherheit war.

Er gegen alle.

«Achtzehn ... neunzehn ... zwanzig ... Ich komme!»